



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Friedländer, Ludwig: Die altrömische Industrie und ihre Leistungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die altrömische Industrie und ihre Leistungen.

J. Marquardt, römische Privatalterthümer, zweite Abtheilung (des Handbuchs der römischen Alterthümer von W. A. Becker und J. Marquardt fünfter Theil, zweite Abtheilung.) Verlag von S. Hirzel. 1867.

Mit dem soeben erschienenen zweiten Bande der Privatalterthümer erhält das 1843 von W. A. Becker begonnene, nach seinem Tode seit 1849 von Marquardt fortgesetzte Handbuch der römischen Alterthümer seinen vorläufigen Abschluß. Der Verfasser hat die Darstellung des römischen Privatlebens in einem weiteren Umfange unternommen und ausgeführt, als seine Vorgänger. Nachdem er im ersten Theile den Organismus des römischen Familienlebens dargestellt hatte, behandelt er hier dessen äußere Bedingungen, d. h. seine Bedürfnisse und deren Beschaffung durch die verschiedenen Berufsthätigkeiten, also Production, Fabrikation und Vertrieb der wichtigsten Lebensbedürfnisse und der am meisten charakteristischen Luxusgegenstände. Gewerbe, Handwerk und Handel (namentlich Kleinhandel) der Römer sind hier zum erstenmale zum Gegenstande einer umfassenden Untersuchung und Erörterung gemacht; bisher war diese ganze so höchst wichtige Seite des römischen Lebens theils nur beiläufig in Betracht gezogen, theils nur Einzelheiten aus dem weiten Gebiet mit Genauigkeit untersucht worden.

Der Verfasser hat den weitläufigen Stoff, der den Gegenstand seiner Betrachtung bildet, so geordnet, daß er zuerst die Thätigkeiten darstellt, die sich auf Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse beziehen, auf Herstellung und Beschaffung der Nahrung, Kleidung, Wohnung und häuslichen Einrichtung. In jeder dieser drei Hauptabtheilungen sind sowohl die Production der Rohstoffe als deren Verarbeitung, endlich die Geschäfte und Gewerbe behuf des Vertriebs der Rohstoffe und Fabrikate in Betracht gezogen. Nur kurz sind die Berufsthätigkeiten geistiger Art und die damit in Verbindung stehenden Gewerbe besprochen; denn theils konnte der Verfasser dabei auf die Arbeiten anderer verweisen, theils hängt die Möglichkeit der Behandlung auch hier wie überall von dem ganz zufälligen Umstande ab, ob das vorhandene Material dazu ausreicht und ob durch monographische Bearbeitung einer zu-

sammenfassenden Darstellung bereits genügend vorgearbeitet ist. So konnte das Bücherwesen des römischen Alterthums, über das wir eine Menge von Nachrichten und Anschauungen in zahlreichen erhaltenen Büchern und Schreibgeräthten besitzen, die bereits wiederholt in guten Monographien verwerthet sind, sehr ausführlich behandelt werden.

Das vorliegende Buch ist wie wenige andere geeignet, uns mit Genugthuung über die Fortschritte unserer Alterthumswissenschaft zu erfüllen. Man hört auch über die classische Philologie und Alterthumskunde, wie über alle in lebhafter Entwicklung begriffenen Wissenschaften, häufig die Klage, daß sie sich mehr und mehr in Specialitäten auflöse, deren Zusammenhang allmählich immer lockerer werde. Zahlreiche Disciplinen, die vor einem halben Jahrhundert theils noch gar nicht als integrirnde Bestandtheile einer umfassenden philologischen Bildung anerkannt wurden, theils keine selbständige Existenz gewonnen hatten, sind zu Wissenschaften erwachsen, deren völlige Beherrschung und Durchdringung mehr Kraft absorbirt, als ehemals die freilich oberflächlichere Orientirung auf sehr viel weiteren Gebieten. Dies zeigt sich auch im akademischen Unterricht: dasselbe Fach, zu dessen Vertretung vor fünfzig Jahren ein einziger Docent vollkommen ausreichte, erfordert bereits drei, vier oder mehr Lehrer, und diese vermögen den immer wachsenden Unterrichtsstoff kaum zu bewältigen. Wer wollte leugnen, daß mit der zunehmenden Vertiefung in Einzelheiten oft die Erhebung zu allgemeineren Anschauungen schwieriger wird, mit der Virtuosität und Meisterschaft innerhalb eines beschränkten Gebietes die Einseitigkeit zunimmt, daß zuweilen die Masse des Stoffs das Streben hemmt, in den Geist der Erscheinungen des antiken Lebens einzudringen, ja wohl hier und da selbst das Verlangen danach erstickt.

Außer einer ungewöhnlichen Vielseitigkeit der Studien besitzt der Verfasser auch in außerordentlichem Grade den nie ermüdenden, liebevollen Fleiß des Sammlers, der auf dem Gebiete der Alterthumskunde ganz besonders erfordert wird. Denn hier gilt es, nichts gering zu achten, große Mühe um kleinen Gewinn nicht zu scheuen, auch die winzigsten und entstelltesten Ueberreste, die sich finden lassen, nicht zu verschmähen. Wer ein unzähligemal als werthlos bei Seite geworfenes, unscheinbares Fragment immer wieder zu betrachten und mit andern zusammenzuhalten nicht müde wird, entdeckt doch oft die Stelle, an der es eingepaßt werden kann, um nun vielleicht eine lang vermißte, überraschende Ergänzung eines bisher unvollständigen und darum unverständlichen Ganzen zu bilden. Der Verfasser hat manches bis zum abschreckenden öde und unerfreuliche Gebiet durchsucht, das bisher die wenigsten Forscher des römischen Alterthums auch nur betreten haben, da die meisten es vorzogen, die schon von den Schriftstellern der Thesauren

gebrochenen Bahnen immer von neuem breit zu treten. Er ist z. B., soviel Referent weiß, der erste, der die höchst unerfreuliche und wenig dankbare aber unerläßliche Arbeit über sich genommen hat, die sämtlichen Schriften des Arztes Galenus nur zu dem Zwecke durchzuarbeiten, um die hie und da eingestreuten Notizen, die sich auf das antike Privatleben beziehen, zu sammeln und zu verwerthen. Die Lecture dieses unendlich redseligen Schriftstellers, dessen Werke in der neuesten Ausgabe zwanzig dicke Bände füllen, können selbst Mediziner zur Verzweiflung bringen; um so größere Resignation ist für den Philologen und Alterthumsforscher erforderlich, dem der Inhalt meist gleichgiltig oder unverständlich ist. Für die Auffpürung interessanter Thatsachen auf den entlegensten Gebieten der Literatur ist dem Verfasser übrigens die reiche Bibliothek in Gotha sehr zu statten gekommen, die ihm auch die Benutzung mancher werthvollen im Auslande erschienenen Werke möglich gemacht hat, deren Kenntniß in Deutschland noch wenig verbreitet ist; denn trotz der riesenhaften Zunahme des internationalen Verkehrs, ist der von Göthe gehegte Gedanke „der Weltliteratur“ wenigstens auf dem Gebiet der Alterthumsforschung seiner Verwirklichung noch viel ferner, als man erwarten sollte. Noch immer dauert es oft übermäßig lange, ehe ein in England oder Frankreich erschienenenes gutes Buch in Deutschland die gebührende Verbreitung findet. Nicht minder begünstigt ist der Verfasser durch die monumentalen Schätze der gothaischen Sammlungen und mit nicht geringerem Erfolg hat er auch sie für seine Zwecke verwerthet. Dies führt uns auf einen andern Vorzug seines Buchs.

Ein Hauptfortschritt der Alterthumswissenschaft beruht auf ihrem Streben, soviel als möglich Anschauungen des antiken Lebens zu gewinnen, ein Streben, das mit dem gewaltigen Aufschwung der Monumentalforschung im engsten Zusammenhange steht, überdies durch die so sehr viel leichter gewordene Autopsie des classischen Bodens wesentlich unterstützt wird. Gegenwärtig lernen schon die Schüler der Gymnasien das Forum und die Akropolis aus Karten und Plänen, antike Bauten, Waffen, Trachten, Geräthe aus Abbildungen kennen: die Zeit liegt noch nicht weit hinter uns, wo selbst große Philologen von diesen Dingen zum Theil nur sehr unklare Vorstellungen hatten. Viele der jetzigen Generation haben noch jene Schulmänner gekannt, die, in ihr Museum gebannt, die Welt kaum einen Feiertag sahn, die mit Recht den Respect ihrer Schüler besaßen, obgleich sie zuweilen deren stille Heiterkeit erregten, wenn sie bei ihren Vorträgen sich über den Bereich ihrer Studierstube hinauswagten. Selten werden wohl jetzt noch solche Bemerkungen bei der Interpretation alter Schriftsteller vernommen, wie z. B. die eines Lehrers, der zur Erklärung des Ausdrucks im Sophokles „geschwungene Bügel“ seinen Schülern mittheilte, er habe

selbst oft gesehn, daß die Fuhrleute die Zügel ihrer Gespanne schüttelten, ohne sich dieses erklären zu können, bis ihn ein kundiger Freund belehrt habe, daß es zur Ermunterung der Pferde geschehe. Das Geschlecht der Gelehrten, die so ganz in Bücherstudien lebten und webten, ist allmählich ausgestorben, und wie ihre Vorzüge seltner zu finden sind als ehemals, so ist die Fähigkeit, sich in die Zustände, Sitten und Gebräuche der alten Welt zu versetzen, allgemeiner geworden. Auch in Nebendingen ist man überall eifrig und mit Erfolg bemüht, die möglichste Genauigkeit und Richtigkeit der Anschauung zu erreichen. Marquardt hat sich z. B. nicht begnügt, das Obergewand der Römerinnen, die Palla, nach weiblichen Gewandstatuen zu beschreiben, sondern er hat sie mit Hilfe eines Malers in natura drapirt; er hat die Angabe, daß die Wurfknöchel gewöhnlicher auf eine der breiten Längenseiten zu stehn kamen, als auf die volle schmale, am seltensten auf die eingedrückte schmale Seite, durch eigene Versuche geprüft und verglichen. Dabet besitzt er in einem bei Gelehrten gewiß seltenen Grade und Umfange Kenntniß der Handwerke, Fabrikationen und Industrien und der dabei in Anwendung kommenden technischen Thätigkeiten und Methoden.

Man würde aber sehr irren, wenn man in diesem Buche nichts weiter erwartete, als eine Beschreibung der Außerlichkeiten der römischen Industrie. Der Verfasser faßt überall die Fülle der Einzelheiten zu Gesamtanschauungen zusammen, die sich leicht einprägen, er hebt die Beziehungen des antiken Handwerks und Gewerbes zu der gesammten antiken Cultur hervor, weist auf die Verschiedenheit zwischen Alterthum und Neuzeit in diesen Gebieten hin, und eröffnet durch eine im besten Sinne des Wortes geistvolle Auffassung dem Lehrer oft überraschende Perspektiven. Endlich ist die Form ebenso geschmackvoll als der Inhalt gediegen. Die anspruchlose Darstellung die durch die Natur eines Handbuchs bedingt ist, wird niemals trocken, die schwierig einzuhaltende Grenze zwischen Ueberfluß und Magerkeit des Materials nirgend überschritten, der gebildete Laie findet nicht weniger, der sachkundige Leser nicht mehr als er bedarf und wünscht. Die für ein Handbuch gewiß allein richtige Methode, die Belege der Darstellung vollständig zu geben, aber unter den Text zu verweisen, setzt jeden Leser, dem es um wirkliche Belehrung zu thun ist, in den Stand, sich über die Gegenstände rasch zu orientiren und die Resultate mühevoller und complicirter Untersuchungen leicht anzueignen. Auch ist es gewiß ein Vorzug des Buchs, daß der Verfasser sich aller Polemik enthalten hat.

Um nun auch einige Proben zu geben, wählen wir zuerst aus dem Abschnitt über die Nahrung, die Besprechung der Weincultur. Die eigentliche Weincultur war in Italien weit jünger als der freilich auch schon unter den Königen dort vorhandene Delbau, und erst seit der Zeit in Aufnahme ge-

kommen, als der Getreidebau aufhörte. Denn obgleich in Unteritalien der Weinbau schon vor der Colonisation der Griechen bestand, und in Rom seit den ältesten Zeiten Wein zuerst als Luxusartikel in beschränktem Gebrauch war, sodann aber auch producirt wurde, so entbehrte doch der italienische Wein selbst zu der Zeit, in welcher Campanien in römischen Besitz kam, noch des Ruhmes, den er später erlangt hat. Weder Plautus noch Cato kannten den Falerner, die Aerzte bedienten sich in dieser Zeit zu ihren Curen nur griechischer Weine, und die merkwürdigen Funde rhodischer Amphoren (thönerne Weingefäße), deren Henkelinschriften und deren Schrift noch in die Zeit von 150 bis 50 v. Chr. zu setzen sind, beweisen, daß in dieser Zeit der rhodische Wein nicht nur in die Städte des schwarzen Meeres, namentlich die Krim, nach Alexandria, Athen, Sicilien und Sardinien, sondern auch in Latium, namentlich in Präneste (Palestrina), das später selbst guten Wein baute, und vielleicht viel früher in Toscana eingeführt wurde. In dem berühmten Weinjahre des Consuls Opimius (121 v. Chr.) waren die überseeischen Weine noch fast allein in Geltung, und erst spätere Zeiten würdigten die einheimischen Sorten dieses Jahrgangs. Der Falerner kommt zuerst bei Lucull und Nero vor, und verdankt seinen Ruhm der sorgfältigen Behandlung, welche die Römer ihm zu Theil werden ließen und auf welche die uns erhaltenen Schriften über den römischen Landbau ein großes Gewicht legen, weil der Weinbau in Italien bei rationeller Wirthschaft sehr einträglich war. Nach Columella (der unter Claudius schrieb) verzinste sich das Capital bei dieser Anlage und bei guter Cultur mit etwa 18 Procent, während außerdem der Verkauf der Sezlinge noch eine erhebliche Rente gewährte. Hierbei sind freilich Mißernten, Unterhaltungskosten, und außerordentliche Ausgaben nicht berücksichtigt; doch selbst wenn man diese abrechnet, muß die Capitalanlage in den Weinbergen eine sehr vortheilhafte gewesen sein. Eine solche Einträglichkeit des Geschäfts veranlaßte zu großer Aufmerksamkeit und Sorgfalt, durch welche es gelang eine Anzahl italischer, namentlich campanischer Sorten zu den ersten Weinen der Welt zu machen und ihnen nicht nur im ganzen römischen Reich, selbst Griechenland nicht ausgenommen, sondern auch außerhalb der römischen Grenzen bis nach Indien hin einen Markt zu eröffnen: nach Plinius lieferte von den etwa 80 berühmten Sorten, die außer den ordinären Weinen in den Handel kamen, Italien allein nicht weniger als zwei Drittel. Die Masse des italischen Weines reichte nicht aus, die Nachfrage zu befriedigen; Galen sagt, der Falerner werde in die ganze Welt ausgeführt, obwohl er nur auf einem kleinen Raum wachse, indem nämlich anderen Weinen von den Fabrikanten durch Bearbeitung der gleiche Geschmack gegeben würde*). Dies führte ferner zu dem Bestreben, den

*) Er selbst trank ihn zum erstenmal, als er nach Italien kam.

italischen Weinbau möglichst zu monopolisiren, d. h. die Weincultur in den Provinzen zu beschränken. Schon im J. 129 v. Chr. bestand eine Verordnung, wonach in den transalpinischen Provinzen, besonders in Gallien, wohin eine bedeutende Ausfuhr italischen Weines stattfand, niemand neue Wein- und Oelpflanzungen anlegen durfte: eine Maßregel, die bei Cicero (der als Zweck die Steigerung des Werths der italischen Weinberge ausdrücklich angibt), zwar als klug, aber nicht als gerecht bezeichnet wird.

Nur wenn man dies berücksichtigt kann man die Nachricht verstehn, daß Kaiser Probus (282 v. Chr.) in ganz Gallien, Spanien, Britanien und Pannonien (Steiermark, Kärnthen, Krain, Ungarn, Slavonien, einen Theil von Croatien und Bosnien) den Weinbau und die Weinbereitung frei gab. Er hob also jene Beschränkung auf, die übrigens nie ein absolutes Verbot gewesen war; spanische und französische Weine werden schon in der letzten Zeit der Republik und in der ersten Kaiserzeit zahlreich erwähnt. Im Jahre 311 waren die Weinberge von Autun bereits durch Alter in Verfall gerathen, die Wurzeln der Rebenstöcke hatten sich dermaßen im Boden ausgebreitet, daß das Wachstum durch Mangel an Raum unmöglich geworden war; über den Bordeauxwein haben wir erst aus dem Ende des vierten Jahrhunderts eine Nachricht, die zugleich die dortigen Auster rühmt. Ich füge einige Bemerkungen über andere gegenwärtig geschätzte Sorten hinzu. Das Alter des Weinbaus auf beiden Rheinufern ist unbekannt. Auf dem linken, wo er älter war, kennen wir die Weinberge längs den Ufern der Mosel erst aus dem Gedicht des Ausonius über diesen Fluß; Venantius Fortunatus (in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts) besingt außer den Weinbergen von Metz und Trier auch die von Andernach. Keinesfalls kann man aus jener Nachricht von Probus schließen, daß von ihm der dortige Weinbau herrühre*). Auf dem rechten Rheinufer gab es in Tacitus Zeit im freien Germanien noch gar keinen Wein. Dagegen war der Rhätische (Tiroler und Weltelliner?) schon früh in Italien bekannt und gehörte zu den Lieblingsweinen des Kaiser August. Als den Gründer des Ungarweins darf man Probus betrachten, da er an den Südrhang der Karpathen auf den Berg Alma bei Sirmium (jetzt Mitrovicz) Reben pflanzte. Leider sind unsere Nachrichten über die Verbreitung der Culturgewächse im Alterthum überhaupt sehr dürftig. Mit Ausnahme des Del- und Weinbaues aber, bei denen es sich um Erhaltung eines Monopols handelte, hat die römische Weltherrschaft selbst auf die Vegetation der Provinzen einen ähnlichen Einfluß geübt wie auf ihre gesammte Cultur. Wie sie überhaupt die landschaftlichen Eigenthümlichkeiten verwischte und eine gewisse EINFöRMIGKEIT beförderte, so hat sie auch durch Acclimati-

*) So z. B. Volz Beiträge zur Culturgeschichte S. 142.

sation und Austausch der Culturgewächse die verschiedenen Vegetationen bis auf einen gewissen Grad ausgeglichen, namentlich denen der nördlicheren Länder einen mehr südlichen Charakter aufgeprägt.

Der Abschnitt über die Kleidung ist sehr geeignet, die übertriebenen Vorstellungen von dem römischen Luxus zu beschränken. Der hauptsächlichste, lange Zeit der einzige Kleiderstoff war die Wolle. Leinwand, deren Produktion seit uralter Zeit in Aegypten blühte, lieferte Italien nur wenig und niemals besonders fein; diese brachte erst der Verkehr mit dem Orient in Aufnahme. Bei den Männern scheinen leinene Tuniken und Hemden nicht vor dem dritten und vierten Jahrhundert allgemein geworden zu sein. Von seidnen Fabrikaten waren bis zum Anfang des dritten Jahrhunderts nur halbseidene verbreitet, die wie alle kostbarern Stoffe vorzugsweise von Frauen getragen wurden, mit Ausnahme Roms offenbar nicht häufig, denn Galenus sagt, daß, falls ein Arzt Seide bedürfe, er sie sich leicht von reichen Frauen verschaffen könnte, die sie an vielen Orten des römischen Reiches besäßen, „besonders in großen Städten“. Erst im dritten Jahrhundert wurden schwere, ganzseidne Stoffe in Rom bekannt, die man noch mit Golde aufwog; hundert Jahre später freilich wurde in Folge der Zunahme des Handelsverkehrs mit dem Osten, Seide schon von geringen Leuten getragen. Die Verwendung von Mouffelinen und andern baumwollenen Stoffen zu Kleidern scheint immer beschränkt geblieben zu sein. Ein sehr beschränkter Luxus war im Alterthum der Gebrauch ganz silberner und ganz goldener Stoffe; der erstern wird nur einigemal im Orient, der letztern in der Kaiserzeit nur dreimal erwähnt, Caligula, Heliogabal und die jüngere Agrippina haben deren getragen. Der Mantel der Mutter Neros „aus gewebtem Golde ohne andern Stoff“ war ein beispiellofes Prachtstück, dessen sogar Tacitus in der Geschichte jener Zeit gedenkt. Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts waren solche Stoffe sehr verbreitet; Karl der Kühne hatte z. B. zur Schlacht von Granson 400 Risten mit Silber- und Goldstoffen, darunter allein hundert gestickte goldene Röcke für sich mitgenommen. Seidene und wollene Stoffe mit Gold durchwirkt, waren allerdings in der Kaiserzeit häufig, theils wurden sie zu Teppichen und Decken verwendet, theils zu Kleidern, die aber in den ersten Jahrhunderten nur ganz ausnahmsweise von Männern getragen wurden. Die Verzierung der Kleider mit Metallstickerei, mit der im Mittelalter und in neueren Zeiten so viel Luxus getrieben wurde, war im römischen Alterthum auf die Tracht der triumphirenden Feldherrn und ähnliche Staatskleider beschränkt; übrigens fand die Stickerei bei Teppichen, Vorhängen und Decken Anwendung, mit denen man Stühle, Kissen, Divans und Betten belegte. Ganz unbekannt war dem Alterthum endlich derjenige Kleiderluxus, der in neuerer Zeit wohl

am weitesten getrieben worden ist, der des Pelzwerks. Pelzkleider sind zwar immer in Italien bekannt gewesen, doch hat die eigentliche Verbreitung der Pelzröcke erst im fünften Jahrhundert mit der germanischen Einwanderung begonnen. Die Felle, die im Tarif des Diocletian aufgezählt werden, sind fast ausschließlich entweder sehr wohlfeile, oder solche, die nur zu Decken verwendet wurden: nämlich von Kindern, Ziegen, Schafen, Lämmern, Rehen, wilden Schafen, Hirschen, Mardern, Bibern, Bären, Wölfen, Füchsen, Leoparden, Hyänen, Löwen und Kobben. Unbekannt war dem Alterthum auch die in neueren Zeiten so vielfach im Uebermaß beliebte Verschwendung der Stoffe zu übermäßiger Länge und Weite der Kleider, und alle jene gebliffentlichen Entstellungen der menschlichen Gestalt, als Schnabelschuhe, Hüftpolster, Schleppkleider u. dgl. Perücken sind freilich eine sehr alte Erfindung; sie waren in Aegypten ganz gewöhnlich und gehörten zur modischen Königsstracht, in Rom kommen sie mindestens seit Beginn der Kaiserzeit bei Männern und Frauen vor, besonders waren im ersten Jahrhundert blonde beliebt, deren Haare aus Deutschland bezogen wurden. Niemals wurde aber die Mode so allgemein, als im 17. und 18. Jahrhundert, und war auch schwerlich jemals so kostspielig; denn Mongeperücken konnten bis 1000 Thaler kosten. Wie an Büsten von Kaiserinnen die Frisuren zum Abnehmen eingerichtet sind, offenbar um mit der wechselnden Mode Schritt zu halten, so ist auch im Revolutionszeitalter von Frauen nach der Beschaffenheit der Toiletten mehrmals mit der Perücke gewechselt worden. Uebrigens war allem Anschein nach der Luxus der Tracht, der durch den häufigen Wechsel der Mode bedingt ist, im Alterthum sehr viel geringer, als im Mittelalter und der neueren Zeit. Ferner war die antike Tracht insofern viel einfacher als die moderne, als sie aus einer geringeren Zahl von Stücken bestand, auch waren die durch den Wechsel der Jahreszeiten bedingten Veränderungen nicht so vielfach und durchgreifend, wie in nordischen Ländern. Ob der Luxus, die Kleider mehrmals am Tage zu wechseln, verbreitet war, muß aus Mangel an Nachrichten dahingestellt bleiben. Erwähnt wird dies, soviel ich weiß, nur ein einziges Mal von einem reichen Parvenü, der überhaupt einen übertriebenen und geschmacklosen Luxus zur Schau trägt: er wechselt elf Mal während einer Mahlzeit die Kleider. Nach Marquardt's sehr annehmbarer Vermuthung war der öftere Kleiderwechsel bei der Mahlzeit gewöhnlich und man hatte eine ganze Garnitur von Kleidern für diesen Zweck vorrätzig. Mag dies aber auch sonst vorgekommen sein, so hat doch allem Anschein nach hierin das Alterthum im Ganzen hinter der neuen Zeit zurückgestanden. Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts z. B. klagten die Geistlichen, „daß man nicht bloß alle Tage ein anderes Kleid tragen wolle, sondern täglich mehrere Male wechsele.“ Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hinterließ eine Ehefrau

32 vollständige Anzüge zc. Um endlich auch die von römischen Schriftstellern so oft gerügte Schamlosigkeit der weiblichen Tracht zu berühren (jene coischen durchsichtigen Florkleider, die die römischen Matronen im ersten Jahrhundert von der damaligen demi-monde annahmen), so hat mindestens auch hierin die neuere Zeit und schon das Mittelalter mit dem Alterthum gewetteifert. Schon im zehnten Jahrhundert ist hierüber geklagt worden*), und diese Klagen haben sich bis zur Zeit der Trachten à la sauvage und à la grecque zu verschiedenen Zeiten wiederholt.

Am meisten charakteristisch für das römische Alterthum ist der dem Süden so natürliche Luxus mit kostbaren und prächtigen Farben, besonders Scharlach und den verschiedenen Purpursorten, über welche man bei Marquardt die umfassendste Belehrung findet. Doch theils wurden die so gefärbten Stoffe nur zu Einfäßen, Besäßen und Säumen verwendet, theils war der Gebrauch der ganz purpurnen Kleider durch verschiedene Verordnungen beschränkt. Der Preis eines tyrischen Purpurmantels von bester Farbe wird zu Ende des ersten Jahrhunderts auf 725 Thlr. angegeben. Gegenwärtig kosten z. B. die theuersten Cashmirshawls an 2000, Zobelpelze zuweilen mehrere tausend Thaler, und es ist bekannt, daß der heutige Kleiderluxus durch den vom sechszehnten bis achtzehnten Jahrhundert noch sehr überboten wurde; ein Kleid des Marschall Bassanpierre, an dem der Arbeitslohn für Stickerei allein auf 600 Thlr. zu stehen kam, kostete 14,000 Thlr. Diese Angaben werden hinreichen, um das Verhältniß des antiken Kleiderluxus zum modernen wenigstens im allgemeinen anzudeuten.

Den dritten Abschnitt über Wohnung und häusliche Einrichtung leitet Marquardt mit einer Darstellung des Verhältnisses von Kunst und Handwerk ein, die ich hier ihrem wesentlichen Inhalt nach mitzutheilen mir nicht versagen kann. „Im Alterthum selbst wird die Kunst im engeren Sinne vom Handwerk niemals streng unterschieden, was einerseits die günstige Folge hat, daß bei allen, selbst den untergeordnetsten Gegenständen der häuslichen Einrichtung geschmackvolle Formen zur Anwendung kommen, andrerseits aber die ungünstige, daß zwischen der idealen Kunstleistung und der handwerksmäßigen Production höchstens ein relativer Unterschied statuiert wird. Doch geschah diese Identification von Kunst und Handwerk bei Griechen und Römern in wesentlich verschiedener Weise. Bei den Griechen ist jedes Handwerk eine Kunst; bei den Römern jede Kunst ein Handwerk; daher erklärt Seneca die Malerei und die Bildhauerei für ebenso illiberale Gewerbe als das Handwerk der Steinmehzen; in der Gesetzsammlung des Theodosius werden die Bildhauer mit den gewöhnlichen Bauhandwerkern in eine Kategorie ge-

*) Falke deutsche Trachten- und Modenwelt I. 67.

Grenzboten I. 1868.

stellt, und Vitruv, selbst ein Künstler, (freilich ein sehr dummer) findet zwischen der Schusterkunst, Walkerkunst und Baukunst keinen andern Unterschied, als den der größern oder geringern Schwierigkeit.“ Der Grund der sehr verschiedenen Stellung, welche Kunst und Künstler bei Griechen und Römern einnehmen, liegt zunächst in dem Umstande, daß in Griechenland die Kunst sich in dem Cultus entwickelte, in Rom aber nicht. Wie der Dichter (den die alten Römer wie einen Bänkelsänger ansahen) den Griechen als gottbegeisterter Seher gilt, so mußten die idealen Conceptionen der Maler und Bildhauer, deren höchste Aufgabe die Vergegenwärtigung der Götter selbst war, als religiöse Offenbarungen und die Künstler als Vermittler derselben betrachtet werden. Malerei und Sculptur waren daher in hoher Achtung, ein ehrenwerther Beruf freier Leute, nicht eine Beschäftigung für Sklaven. Die römische Religion hatte dagegen ursprünglich gar keinen Zusammenhang mit künstlerischer Darstellung (die Römer hatten lange Zeit keine Götterbilder), und als im Laufe der Zeit griechische Göttergestalten auch in Rom Eingang fanden, so waren dies eben fertige Kunstformen, an denen die römische Production keinen Theil hatte.

Der Verfasser handelt in diesem Abschnitt von den Arbeiten und Arbeitern in Stein, Thon, Metall (Silber, Gold, Kupfer, Eisen, Blei) Holz, Leder, Elfenbein und Knochen, endlich Glas: also von allen Thätigkeiten, die zur Herstellung von Wohnungen und häuslichen Einrichtungen im weitesten Umfange gehören: von der Ausbeutung der Steinbrüche, dem Betrieb der Ziegeleien auf großen Gütern (namentlich auch der Kaiser und Mitglieder des kaiserlichen Hauses) bis zu Verfertigung der Schmuckgegenstände aller Art, mit denen der Luxus der Kaiserzeit die Paläste decorirte.

Obwohl die Römer für die Kunst nie ein wahres Verständniß gewonnen haben, Kunst und Kunsthandwerk immer gering achteten und beides (mit alleiniger Ausnahme der Architectur) im Ganzen den Fremden, Sklaven und Freigelassenen überlassen blieb, so haben sie doch in großartiger Weise die Kunst zur Erhöhung und Verfeinerung des Lebensgenusses, zur Verschönerung der Existenz zu verwenden verstanden, und die griechische Kunst hat den ungeheuern Anforderungen, die an sie namentlich für decorative Zwecke gestellt wurden, in der römischen Kaiserzeit eine Nachblüte verdankt, die bis ins zweite Jahrhundert hinein dauerte. Die Entdeckung von Pompeji und Herculaneum hat gelehrt, wie allgemein das Bedürfniß war, das Dasein durch den Schmuck der Kunst zu veredeln, und wie dies selbst in kleineren Orten, mit bescheidenen Mitteln erreicht wird. Ein so allgemeiner Kunstluxus war freilich nur durch die Sklaverei möglich, welche auch in der Kunst und dem Kunsthandwerk eine Wohlfeilheit der Arbeit bewirkte, die in der modernen Welt undenkbar ist. Wir haben z. B. zahlreiche Angaben von Preisen für

Statuen (besonders auf Postamenten derselben in den römischen Colonien des nördlichen Afrika): sie steigen von 3000 bis 8000 Sesterzen (217—580 Thlr.). Gegenwärtig kann mit solchen Summen außer dem Material und Transport höchstens die größte Arbeit bezahlt werden. In Carrara selbst kostet z. B. ein Marmorblock für eine lebensgroße Statue (mit wenig Ausladung) von der besten Sorte etwa 200, von der zweiten Sorte etwa 100 Thaler, ein Block für eine colossale Statue, mit Einschluß der Bezahlung des Brechens, 500 Thaler, dessen Transport bis Berlin ebensoviel. Dürfen wir annehmen, daß die antiken Preise des Materials und Transports von den modernen nicht sehr differirten, so ist offenbar, daß die Bildhauer in der Regel nur wie Handwerker bezahlt wurden, besonders da die Mehrzahl der Ehrenstatuen allem Anschein nach nicht viel mehr kosteten, als die niedrigste angegebene Summe. Aber nicht nur in der Bildhauerei, sondern in allen zur Verschönerung der Wohnungen so massenhaft verwendeten Künsten mußte die Massenproduction ebenso sehr den Preis der Arbeit herabdrücken, als die ohnehin nicht scharf gezogene Grenze zwischen Handwerk und Kunst immer mehr verwischen.

Die Pracht der baulichen Ausstattung, die Anwendung des Marmors und anderer edler Steinarten und Materiale, der Vergoldung und des Eisenbeins, die Höhe und Weite der Räume, die Verwendung der Säulen an der Front und im Innern — alles dies ist in Rom verhältnismäßig spät angekommen. Im Todesjahr Sulla's 78 v. Chr. gab es nur einzelne palastartige Privathäuser in Rom, 35 Jahre später, im Todesjahr Cäsars (44 v. Chr.) bereits über 100. Plinius berichtet diese rapide Zunahme des Baulurus als eins der größten Wunder in der Geschichte der Stadt Rom, nicht ohne nach seiner Art eine Sentenz über die Eitelkeit alles Irdischen hinzuzufügen. Das Wunderbare ist vielmehr, daß Rom, seiner Bedeutung nach schon längst die erste Stadt der alten Welt, bis dahin in baulicher Hinsicht so ungemein zurückgeblieben war, so daß Veränderungen, wie sie sonst in aufblühenden Städten mehr allmählich aufzutreten pflegen, Veränderungen, wie sie Macaulay in den englischen Städten seit dem Ende des 17. Jahrhunderts mehrfach nachgewiesen hat, nun in dem kurzen Zeitraum eines Menschenalters erfolgte. Jene fünfunddreißig Jahre waren eine Zeit der größten Eroberungen und Erwerbungen im Orient und Occident. In diesen Kriegen raubten und erbeuteten Feldherren, Officiere, Civilbeamte und Geschäftsmänner ungeheure Reichthümer (Demetrius, der Freigelassene des Pompejus, z. B. hinterließ 6 Millionen Thaler), die zum Theil zu den glänzendsten öffentlichen Bauten verwendet wurden, deren Pracht sich dann aber schnell den Privatbauten mittheilte. Einen neuen großartigen Aufschwung nahm das Bauwesen nach der Schlacht bei Actium, nicht bloß in Folge des durch

den Weltfrieden wiederkehrenden Gefühls der Sicherheit und des Zufließens von Capitalien nach Rom, sondern auch in Folge des von August ausgehenden Strebens, die Stadt nun mit dem Glanz und der Pracht auszustatten, die der Hauptstadt einer Weltmonarchie ziemte, Rom aus einer Backstein- in eine Marmorstadt zu verwandeln. Erfolgte diese Verschönerung zunächst auch durch öffentliche Anlagen und Denkmäler, so kann doch kein Zweifel sein, daß der so entschieden ausgesprochene Wunsch und Wille des Monarchen für die Großen, die Kapitalisten, die Unternehmer von Privatbauten überhaupt maßgebend war. Man darf sich nur erinnern, wie August der Starke Dresden aus einer hölzernen Stadt in eine steinerne verwandelte, indem er 1708 vorschrieb, nur steinerne Häuser zu bauen, er und seine Günstlinge mit dem Beispiel der Prachtbauten vorangingen. Lady Montague nennt 1716 Dresden bereits die zierlichste (neatest) Stadt von Deutschland und sagt, daß die meisten Häuser neu gebaut waren. Friedrich der Große ließ in Berlin nach dem siebenjährigen Kriege in der Leipziger und Königsstraße und unter den Linden die ein- bis zweistöckigen Häuser abbrechen und auf seine Kosten höher und schöner wieder aufbauen. Was der Wille dieser Monarchen in kleinen Residenzen mit relativ geringen Mitteln im Kleinen vermochte, das wird um so eher der Wunsch und Wille Augusts sowie sein und seiner Freunde Beispiel in Rom im Großen bewirkt haben. Die Gedichte des Horatius sind voll von den Eindrücken, die der nun in den weitesten Kreisen sich verbreitende Bauluxus auf die Freunde der früheren Einfachheit machte. Diese Pracht hat dann aber in der Kaiserzeit noch sehr zugenommen und bis Hadrian wohl bereits ihre größte Höhe erreicht. Vermuthlich wurden die Anlagen noch ausgedehnter als zuvor, obwohl schon Sallust von Palästen spricht, die nach Art ganzer Städte gebaut waren. Sodann wurden eine Menge neuer Erfindungen gemacht und angewandt, wozu wahrscheinlich auch die Construction der beweglichen Felberdecken gehörte, die auseinandergeschoben werden konnten, um Geschenke auf die Gäste herabfallen zu lassen. Namentlich aber nahm die Verschwendung in bunten und kostbaren Steinarten zu, die schon von Domitian in seinen Prachtbauten auf dem Palatin auf die äußerste getrieben wurde. Wir haben die Beschreibung dieser Säle von Statius, und die von Napoleon III. dort veranstalteten Ausgrabungen, die zur Entdeckung des domitianischen Palasts geführt haben, zeigen, daß Statius nicht zu viel gesagt hat: namentlich haben die Ruinen eine ganze Musterkarte hunder Marmorarten geliefert.

Die Ausstattung der Wohnungen war im Alterthum — und ist zum Theil noch im Süden — von der gegenwärtig in Nord- und Mitteleuropa gewöhnlichen wesentlich verschieden. Sie war nicht auf behaglichen Aufenthalt, nicht auf Comfort berechnet (den der Süden ebensowenig kennt als

seine Sprachen ein Wort dafür besitzen), sondern auf möglichst imposante und glanzvolle Darstellung der Würde des Besitzers. Waren schon die eigentlichen (am Tage wenig benutzten) Wohnungen nach unsern Begriffen mit Hausrath und Möbeln nur spärlich ausgestattet, so enthielten vollends die hohen, weiten, zum Empfang bestimmten Räume, die sich Morgens dem Schwarm der Besucher, gegen Abend den zur Mahlzeit geladenen Gästen öffneten, verhältnißmäßig wenige, dafür um so kostbarere und gediegnere, ausschließlich oder vorzugsweise zur Decoration dienende Prachtstücke: als Tische mit Citrus- (Thuja-) Platten auf Elfenbeinsfüßen, Ruhebetten mit Schildpatt ausgelegt oder reich mit Gold und Silber verziert und mit babilonischen (gestickten) Teppichen behängt, Prachtvasen aus corinthischer Bronze und Murra (wahrscheinlich indischem Flußspath), kunstvolle Candelaber, Schenkflische mit alten Silberarbeiten, Statuen und Gemälden berühmter Künstler.

Ueber alle diese Dinge, wie über ihre Fabrikation und Preise, findet man in Marquardts Buch die ausführlichste und genaueste Belehrung. Die Preise, die wir kennen, sind meist nicht Durchschnittspreise, sondern exorbitante (deshalb werden sie gerade berichtet), wie schon daraus hervorgeht, daß bei Martial die ganze glänzende Einrichtung eines reichen Hauses nur eine Million Sesterzen kostet, während diese und noch größere Summen öfter für einzelne der erwähnten Kostbarkeiten bezahlt worden sind. Sodann sind es größtentheils sogenannte Affectionspreise, d. h. solche, die nur für Gegenstände einer besondern Liebhaberei gezahlt werden: man kann sie also nur mit denen vergleichen, die gegenwärtig z. B. für mittelalterliche Holzschneidereien, Rococomöbel, venezianische Gläser, seltene Varietäten gewisser Blumen und dergleichen gezahlt werden.

Doch ich muß es mir versagen, die Betrachtungen weiter zu verfolgen, zu denen der reiche Inhalt dieses Werks überall anregt. Den Eindruck wird gewiß jeder Leser daraus gewinnen, daß die Cultur des römischen Alterthums eine sehr reiche und hohe war, daß sie höher stand, als man im allgemeinen zu glauben geneigt ist. Die fortgesetzten eingehenden Studien dieser Cultur haben im ganzen nur dazu beigetragen, eine vortheilhaftere Meinung über sie zu verbreiten. Sie hat manches hervorgebracht, was zum Theil in verkümmertem Gestalt, in späteren Jahrhunderten segensreich fortgewirkt und das Dasein in unserem Welttheil menschenwürdiger gemacht hat. Ja die damalige Menschheit hat manches Gut besessen, dessen späte Wiedererlangung noch in unserm Jahrhundert hoch angeschlagen oder gar erst angestrebt wird. Marquardt weist (um nur dies eine Beispiel zu erwähnen) darauf hin, daß Boissieu sich bei Gelegenheit der alten Röhren der Wasserleitungen von Lyon veranlaßt findet, „die bittere Bemerkung zu machen, daß

unsere Zeit, so stolz auf den Fortschritt der Mechanik und im Besitz ganz anderer Mittel, als die Alten hatten, z. B. der Dampfkraft, selbst für große Städte in dieser Hinsicht bei weitem nicht das leistet, was die Römer selbst für die kleinsten Orte unter den erheblichsten Schwierigkeiten geleistet haben. Das alte Lyon, sagt er, lag auf einer Höhe und war reichlich versorgt mit reinem und gesundem Quellwasser; das neue Lyon liegt in der Ebene, zwischen zwei Flüssen, die es überschwemmen ohne ihm Trinkwasser zu gewähren, und muß sich mit stinkendem Wasser, unreinen Gräben und ungesunder Luft begnügen.“ Solche Bemerkungen, die zur Ermäßigung unsers Stolzes auf die Riesensfortschritte der modernen Kultur auffordern, findet der Forscher des römischen Alterthums nicht selten zu machen Gelegenheit. Möge denn dies treffliche Werk, das von allen, die für das römische Alterthum Interesse haben, nicht bloß gelesen, sondern studirt zu werden verdient, in weitem Kreise richtigere, vollere und lebendigere Anschauungen von einer ebenso wichtigen als bisher noch so unvollkommen gekannten und gewürdigten Seite der römischen Kultur verbreiten.

Ludwig Friedländer.

Norddeutsche Kriegsmarine.

Erwerbung und Neubau von Panzerschiffen.

Wenn es als ein Glück zu betrachten ist, daß der preussischen Flotte die Erwerbung der Panzersregatte „König Wilhelm“ möglich geworden ist, so möchten wir es für kein Unglück halten, daß der beabsichtigte Ankauf anderer Panzerschiffe sich nicht realisiert hat, und daß unser Geld für den Neubau von Schiffen nach neueren Systemen erhalten worden ist. Schon früher ist ein Bedenken dagegen ausgesprochen worden, Panzerschiffe von fremden Regierungen zu kaufen; denn wenn die fraglichen Schiffe etwas taugen, so kann man fast immer annehmen, daß die betreffende Regierung sie lieber selbst behalten wird. Es war deshalb auch vor einiger Zeit keine frohe Nachricht, daß die preussische Regierung beabsichtige, das amerikanische Panzerschiff „Dunderberg“ anzukaufen, dessen Ruf einer der glänzendsten Beweise dafür ist, was amerikanische Reclame zu leisten vermag. Wenn die Plattenfabrication der Amerikaner meistens etwas zu wünschen übrig läßt, so treten bei dem „Dunderberg“ noch schwere Bedenken gegen die Construction hinzu. Der „Dunderberg“ ist ein Schiff des Kasemattensystems, welches weder die